

nach meinen Büchern ausstreckten. Auch fand ich Gelegenheit, die Schriften zu verbreiten, wenn mein Boot fortgezogen werden mußte.

Der Weg nach Hutscheu, nördlich von dem Fußpfad, auf dem diejenigen gehen, welche das Boot ziehen, ist eine schöne, mit Granitsteinen gepflasterte Straße, die im verflorbenen Jahrhundert gebaut worden. Sie liegt ungefähr drei Fuß höher als das Niveau des Flusses und ist wegen der unregelmäßigen Umrisse des Ufers meistens durch das Wasser selbst angelegt. Für dergleichen Bauten nahm man früher die allgemeinen Steuerkassen in Anspruch; bei dem trostlosen Zustande des öffentlichen Schatzes aber seit der Zeit des Kaisers Kia-king hat eine Ausgabe solcher Art nicht mehr gemacht werden können.

Ich war siebenzehn Tage von Schanghai abwesend gewesen. Die Entfernung der vornehmsten Städte, welche ich besucht hatte, war folgende: von Schanghai nach Hutscheu 300 Li, von Hutscheu nach Hangtscheu 150 Li, von Hangtscheu nach Kiahing 200 Li, von Kiahing nach Schanghai 240 Li. Vorausgesetzt, daß diese Angaben, welche mir die Chinesen machten, richtig sind, hatte ich also im Ganzen ca. 300 englische Meilen zurückgelegt.

IX.

Reise durch die Pampas.

Bruchstück aus der später erscheinenden Reise durch Süd-Amerika
von H. Burmeister.

Erster Abschnitt. Von Rosario bis zum Pueblo R. Quarto.

Mein Aufenthalt in Rosario wurde durch unvorhergesehene Umstände bedeutend verlängert; ich hatte gehofft, den einförmigen und wenig Stoff zu wissenschaftlichen Untersuchungen gewährenden Ort bald wieder verlassen zu können, und sah mich genöthigt, 18 Tage darin zu verweilen, eine kleine Ausflucht von 6 Tagen abgerechnet, welche ich während dessen nach dem benachbarten Paraná unternahm. Schon war Alles zu meiner Abreise vorbereitet, als die Festlichkeiten der Fastnachtszeit mich nochmals aufhielten; kein Peon ließ sich bewegen, dieselben zu verabsäumen und statt dessen auf die Reise zu gehen; — man verkleidete sich nach Kräften und Umständen mit Masken und alterthümlichem Kostüm; bewarf sich mit Eierschaalen voll Wasser, oder schüttete sich gar ganze Töpfe Wassers über den Kopf; tobte dabei mit Schwärmern, Raketen und anderem Spielwerk, daß

Niemand, der seine Kleider lieb hatte, hinausgehen konnte; — und tanzte endlich die Nacht durch bis zum Morgen, die Einen hier, die Andern dort mit Ihresgleichen sich vergnügend. Indessen waren die Bälle im Club, denen ich beiwohnte, höchst elegant, ja schon der vielen geputzten Damen halber, die sich hier nicht maskiren, besuchenswerth; argentinische Grazie verbunden mit altspanischer Grandezza schienen darüber in reicher Fülle ergossen zu sein. — So saß ich während dieser tollen Zeit den ganzen Tag von Morgens 10 Uhr, wo ein Kanonenschlag das Fest eröffnete, bis Nachmittags 5 Uhr in meinem Zimmer, von Hitze und Langeweile geplagt; denn selbst zur Hausthüre hinaus durfte man sich nicht wagen; wie man den Rücken wendete, kam schon ein Ei aus dem Nachbarhause geflogen und trieb uns von der Stelle. Wir waren förmlich in einem Belagerungszustande.

Der Tag nach dem Feste, ursprünglich zur Abreise bestimmt, ging freilich auch noch verloren; die allgemeine Abspannung war zu groß, als daß die nöthigen Vorrichtungen dazu sich hätten ins Werk setzen lassen. Endlich kam ich den folgenden Tag gegen 12 Uhr auf den Weg, indem die zweckmäßige Anordnung meiner Bagage noch viel Zeit erforderte. Die argentinische Regierung hatte mir zum Transport meiner Sachen einen Carreton, d. h. großen zweirädrigen überdeckten Karren, wie sie als Transportkarren beim Militair in Preußen gebräuchlich sind, zur Verfügung gestellt; vier Pferde bildeten seine Bespannung und ein Reiter auf jedem Pferde meine Begleiter; — ich selber saß vor den Kisten und Kasten im Karren auf meinem elastischen Reisekoffer und litt freilich viel an Stößen und Puffen während der Fahrt, fand es aber doch behaglicher, hier Platz zu nehmen, als ein fünftes Pferd zu besteigen und im Galopp den dahin eilenden Karren zu begleiten. So gelangte ich in 13 Tagen von Rosario nach Mendoza.

Die Stadt Rosario hat keine ausgedehnten, cultivirten Anlagen in ihrer Umgebung; wenn man die äußersten, aus dürftigen Hütten bestehenden Theile ihres Gebiets hinter sich hat, gelangt man schon auf die Pampas und sieht eine endlose Ebene vor sich, deren Boden mit einem feinen, kniehohen Grase bedeckt ist. Kein Gegenstand von irgend welcher Eigenthümlichkeit zeichnet sich darin aus; der weite Horizont verschwimmt in violetter Bläue und völlig wie auf dem Meere wird man von einem kreisförmig abgegrenzten, überall gleich fernen Gesichtsfelde umgeben, dessen äußerste Grenze selbst in der Färbung dem Meereshorizont ähnlich sieht. Auf dieser einförmigen, aber nicht gerade öden Ebene fährt man eine Stunde nach der andern, einen Tag wie den andern und hat keine Abwechselung darin zu erwarten, als etwa eine weidende Viehheerde, ein aufgeschrecktes Wild, einen Ochsenkarrenzug, eine Estancia oder einen kleinen See; wahre Flüsse gehen

den ächten Pampas ganz ab, kein beständiger reichlicher Wasserstrom durchfurcht ihre Ebene. Der Beobachter, welcher sich mit den Pampas beschäftigen will, muß sehr in die Einzelheiten gehen, um ein Bild von ihnen zu entwerfen; der allgemeine Charakter der Pampas ist mit wenigen Worten, wie wir es gethan haben, vollständig gezeichnet!

Die erste für mich merkwürdige Wahrnehmung war das völlige Verschwinden des Weges in der Flur, über welche mein Wagen dahinrollte; kaum war ich eine halbe Stunde gefahren, als die bis dahin offene staubige Fahrstrasse sich verlor und ein gleichförmiger Grastepich mit hie und da tiefer eingedrückten Gleisen meine Bahn wurde. Es ist bezeichnend für den Charakter der hiesigen Bevölkerung, daß ein Land, welches durch seine natürliche Beschaffenheit nicht günstiger für den Straßsenbau sein kann, als das Pampasgebiet, ganz und gar keine gebahnten Fahrwege besitzt; vielmehr der Boden desselben ebenso verblieb, wie ihn die Natur den ersten Ankömmlingen übergab. Und doch wären bei den großen Entfernungen, worin die Ortschaften und Ansiedelungen auseinanderliegen, brauchbare Straßsen eine große Erleichterung der Communication gewesen. Man hat hier Nichts dafür gethan während der 300 Jahre der Besitzergreifung durch die Spanier und ihre Abkömmlinge; keine Brücke ist gebaut worden, kein Moor durchstochen, kein Hügel geebnet; überall muß der Wagen durch den Fluß gefahren, der Sumpf umzogen, der Hügel überschritten werden, und oft auf so jähem Absturz, daß man sich mit Recht verwundert, wie Pferde und Geschirr die immens gesteigerte momentane Anstrengung ertragen. Das einzige Entschuldigungsmittel für eine solche Nachlässigkeit liegt in dem Umstande, daß es in diesem Lande freilich an jedem geeigneten Baumaterial fehlt; kein Stein liegt auf den Pampas; von Buenos Aires bis Mendoza fehlen Gerölle und Feldsteine der Flur gänzlich; nur an Stellen, wo Bäche oder kleine Flüsse sich eine Bahn gebrochen haben, findet man in ihren Betten Rollsteine, welche der Fluß von den entfernten Gebirgen mit sich herabführte, und diese sind in der Regel so klein, daß sie zum Straßsenpflaster nicht taugen; höchstens könnten sie geschlagen als Chausseeaufwurf gebraucht werden. — Und ganz derselbe Mangel an Bauholz entschuldigt auch den Mangel einer Brücke; nur in Gegenden, wo die eingeführte italienische Pappel cultivirt wird, hat man Brücken über die kleineren Gräben und Bäche gebaut, welche zur künstlichen Bewässerung dienen; größere Flüsse werden auch da durchfahren, es sei denn, daß in einer Stadt wie Mendoza oder Cordova das Bedürfniß einer steten leichten Communication steinerne Brücken unabweislich gemacht habe.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß es auf der ganzen Erde keine Gegend giebt, in welcher der Bau einer Eisenbahn leichter

sich bewerkstelligen ließe, als die Entfernung von Rosario bis Mendoza, welche ich in 13 Tagen fahrend zurücklegte; man kann noch weiter gehen und sagen, daß diese Bahn mit der Zeit eine der einträglichsten von allen größeren Bahnen werden müßte, weil sie zwei Weltmeere mit einander in leichtere Verbindung brächte und den mühsamen Weg von Europa nach Peru und Chile über die Landenge von Panamá oder um das Cap Horn herum zu einer leichten und bequemen Reise umgestaltete. In der That fehlt es nicht an Leuten, welche die Nützlichkeit, man muß sagen die Nothwendigkeit einer solchen Unternehmung erkannt und ausgesprochen haben; einsichtsvolle Privatmänner haben die Regierungen von Chile und den La Plata-Staaten schon seit Jahren darauf hingewiesen, und Allan Campbell, Ober-Ingenieur der in Chile erbauten Bahn von Valparaiso nach St. Jago, hat schon einen Plan dazu entworfen; — aber die argentinische Regierung betreibt diesen hochwichtigen Gegenstand zu lässig; sie erkennt zwar die Wichtigkeit der Bahn an, stützt sich aber auf den Mangel an den nöthigen Arbeitern, auf die Höhe des im Lande üblichen Tagelohnes, endlich auf die zur Zeit noch ausreichenden anderweitigen Transportmittel und den ziemlich geringen merkantilen Verkehr zu Lande durch diese Gegenden ¹⁾. Allein alle diese Gründe fallen, wenn die Regierung sich nur entschließt, den Bau Ausländern zur Ausführung zu überlassen; man würde in kurzer Zeit von Europa Tausende brauchbarer Arbeiter hinüberschaffen, dadurch den Tagelohn herabdrücken, und, wenn die Bahn auch nur bis Mendoza gebaut würde, den größten Theil der Waaren, welche jetzt um das Cap Horn herum nach Chile gehen, um von da in die argentinischen Lande zunächst den Cordillern übergeführt zu werden, auf diesem Wege leichter, schneller und billiger ins Binnenland schaffen können. Ja man würde, und diesen Gesichtspunkt müßte eine patriotische Regierung ganz besonders ins Auge fassen, der jetzt noch ziemlich armen Binnenbevölkerung eine leichte Communication mit dem Meere eröffnen und dadurch deren Producten einen Markt schaffen, der ihnen zur Zeit noch fehlt. Statt des französischen Weines, der jetzt allgemein in Buenos Aires und Montevideo getrunken wird, würden die einheimischen Weine von Mendoza und S. Juan auf der Tafel stehen und bald die meist schlechten ordinären Sorten des Auslandes verdrängen. Auch Rosinen, Backobst aller Art, Viehhäute und Korn würden sich mit Leichtigkeit von dort nach den östlichen Ausfuhrorten versenden lassen, während jetzt alle diese Producte dem Handel fast verloren gehen, des hohen Transportes wegen, den sie bis zum Verschiffungsorte kosten. — Die argentinische

¹⁾ Vgl. unter den Miscellen den Auszug aus der Botschaft Urquiza's. K. N.

Eisenbahn ist ein Weltbedürfnis, eben so gut, wie die Panamá-Bahn; — sie wird gebaut werden, weil sie gebaut werden muß; — aber es ist unweise, kleinlicher Nebenrücksichten halber der Gegenwart einen Vortheil zu entziehen, den die Zukunft erhalten und dann, allem Anschein nach, nicht billiger, sondern nur theurer im Anlage-Capital sich verschaffen wird. —

Während ich noch in Verwunderung über das völlige Ausbleiben eines gebahnten Weges so nahe bei einer Stadt von mehr als 8000 Einwohnern versunken war, lenkte ein anderer Gegenstand von größerem Interesse für mich meine Aufmerksamkeit auf sich: ein todt im Felde liegendes Vizcacha. Noch hatte ich keines dieser über das ganze südliche und östliche Gebiet der Pampas verbreiteten Thiere gesehen; um so mehr zog mich dieser daliegende, gleichsam für mich in Bereitschaft gesetzte Körper an; ich hob ihn auf, fand aber zu meinem Bedauern, dafs er schon zu sehr in Verwesung übergegangen war, um mir nützlich werden zu können. Das Vizcacha (*Lagostomus trichodactylus* Brooke's, *Callomys Viscacha* Geoffr. St. Hil.) gleicht im äufseren Ansehen unserem wilden Kaninchen und heifst deshalb Pampas-Kaninchen; es ist aber etwas gröfser, hat kürzere Ohren, einen langen, auf der Rückenseite mähenartig behaarten Schwanz und eine überhaupt abweichende Organisation; denn es gehört nicht zur Gruppe der Hasen, sondern zu den Wollmäusen (*Eriomyidae*), welche eine besondere Unterabtheilung der über ganz Süd-Amerika verbreiteten grofsen Gruppe der Muriformes unter den Nagern bilden ¹⁾. Seine Aehnlichkeit mit dem Kaninchen erstreckt sich hauptsächlich auf die graue Körperfarbe, welche indessen am Kopfe und an der Kehle mehr ins Rostgelbe fällt, und auf die unterirdische Lebensweise in grofsen, tief ausgegrabenen Erdhöhlen, deren weite Mündung stets von einem hohen Aufwurf umgeben ist. Diese Löcher sieht man überall in den Pampas, oft zwei bis drei nicht gar weit von einander; aber das Thier läfst sich bei Tage nicht blicken, es steckt im Bau und kommt blofs Morgens und Abends in der Dämmerung zum Vorschein, alsdann und während der Nacht seiner Nahrung nachgehend. Letztere besteht nicht, wie man angegeben hat, in Wurzeln, sondern in Blättern der verschiedensten Pampaskräuter; ja es dringt eben deshalb gern bei Nacht in die Gärten der Ansiedler ein, um Kohl und andere Gemüse zu fressen. Aus demselben Grunde sieht man die Vizcacha-Löcher so häufig ganz nahe bei den Ansiedlungen; man wird nicht leicht eine einsame Estancia

¹⁾ Man vergleiche über diese in ihrem richtigen Umfange zuerst von mir begründete Familie der Nagethiere meine „Systematische Uebersicht der Thiere Brasiliens“ Bd. I, S. 186.

in den Pampas treffen, ohne zwei bis drei Vizcacha-Höhlen in der Entfernung von etwa 500 Schritten neben ihr. Das Thier hat die sonderbare Gewohnheit, allerlei Gegenstände, welche ihm auf seinen nächtlichen Streifereien in den Weg kommen, nach Hause zu schleppen und vor seiner Wohnung niederzulegen; der Eingang ist stets mit Knochenstücken, dem gemeinsten Kehrriht der Pampas, wie gepflastert, und hie und da sieht man auch wohl den Rest oder den Deckel einer Blechdose, z. B. der Sardines à l'huile, die viel von Reisenden während der langweiligen Fahrt verzehrt werden, oder ein Spornrad, das Stück eines Messers u. dgl. m. darunter. Was die Thiere damit beabsichtigen, ist schwer zu errathen; vielleicht wird der heller gefärbte, bei Nacht kenntliche Gegenstand ihnen als Merkmal ihrer Spur verdächtig, und sie nehmen ihn mit, um ihren Pfad unkenntlicher zu machen. Namentlich glänzende, metallische Körper schleppen sie fort. So erzählt Darwin, daß ein Gaucho, der seine Uhr in der Nacht verloren hatte, am andern Morgen alle Vizcacha-Löcher seines Weges untersuchte und die Uhr auch bald neben einem derselben fand. Ich bemerkte hauptsächlich Knochen vor dem Eingange, und darunter auch die Gebeine der eigenen Art; namentlich einmal einen gut erhaltenen Schädel des Thieres. Steine giebt es nicht in den Pampas und darum findet man keine vor den Vizcacha-Löchern; eben so wenig weiche Gegenstände, wie z. B. trockener Mist; — den lassen sie liegen.

In den verlassenen Höhlen der Vizcacha's lebt ein anderes gemeines Thier der Pampas, die kleine Erdeule (*Strix cunicularia* oder *Athene cunicularia* der neueren Schriftsteller). Sie hat das Ansehen der Schleiereule, ist aber viel kleiner, heller gefärbt und nicht gelb, sondern grau, mit weißem Schleier, weißem Augenstreif und weißlicher Brust. Dieser sonderbare Vogel ist im Gegensatz zu seinen Gruppen-genossen ein Lichtfreund; er hält sich gern am Tage außerhalb des Loches auf und sitzt gewöhnlich paarweise neben demselben, auf dem überhängenden erhöhten Rande des Einganges, grell von der Sonne beschienen und darum weit in die Ferne leuchtend. Kommt man näher heran, so richtet er den Kopf auf, den Reisenden beobachtend; aber in einer gewissen Entfernung wird ihm doch bange, er duckt plötzlich den Kopf nieder, kreischt auch wohl, während er vom Abhange in den Eingang hinabhüpft, und geht langsam in die Höhle hinein, sich später umdrehend und zum Loch herausblickend. Häufig trifft man beide Gatten in dieser Stellung bei einander. An Orten, wo Disteln in der Nähe stehen, sitzen die Vögel auch lieber auf den höchsten Distelköpfen und fliegen kreischend davon, wenn man ihnen näher kommt; — an noch anderen Stellen, besonders solchen mit sehr kurzem Grasteppich, stehen sie langgestreckt unmittelbar auf dem Boden,

fliegen später auf, setzen sich wieder, und begleiten den Reisenden auf diese Art wohl eine Strecke. Ob die Eule selbst Löcher grabe, oder bloß verlassene anderer Thiere benutze, hat man bisher verschieden beantwortet; ich habe sie indessen an den hohen Abhängen des Paraná-Stromes ebenfalls in der Mündung wagrechter Löcher beobachtet, wo andere Thiere keinen Zugang haben konnten, und glaube daher, daß sie unter Umständen auch selbst sich ihren Bau anlegen. Ebenso trifft man den Vogel in Gegenden häufig, wo es keine Vizcacha-Löcher giebt, z. B. in der Banda Oriental und selbst in Brasilien. Hier könnte sie nur die ähnliche, aber kleinere Wohnung der Stachelratten (*Echinomys*), — Nager, welche gleichfalls in die Muriformes-Gruppe gehören, — zum Aufenthalte wählen und würde alsdann genöthigt sein, sie selbst grabend zu vergrößern, um sie für sich wohnlich zu machen.

Die Vizcacha-Löcher, die Erdeule und einige andere Vögel, namentlich die gemeinen, schon in der Banda Oriental beobachteten Caranchos (*Polyborus vulgaris s. brasiliensis* und *Mitropeza pezoporos s. Chimango*) bildeten die Gegenstände, welche mich auf meiner Fahrt beschäftigten; ich fand nichts anderes als sie zur Unterhaltung. Damit mich beschäftigend gelangte ich schon nach zwei Stunden an die erste Station, wo meine Pferde gewechselt wurden. Es war ein einzelnes Haus, mitten im Camp, 4 Leguas von Rosario, neben einem Paar mächtiger alter Ombu-Bäume, unter denen eine Schaar Gauchos lagerte, ihre Pferde neben sich; etwas abseits war der Rancho, aus welchem die frischen Pferde für mich geholt wurden. Da es lange dauerte, ehe die Peone herbeigerufen, die Pferde gefangen und angeschirrt, die Leute reisefertig gemacht wurden, so zog ich es vor, abzustiegen und mich zu den Gauchos zu setzen, hauptsächlich um ihnen zu zeigen, daß ich, obgleich Gringo von reinstem Wasser, keine Furcht oder Scheu vor ihnen habe, und dann auch um die Leute selbst besser beobachten zu können. Man hatte mir mehrmals gesagt, daß es bedenklich sei, namentlich in europäischer Tracht, mit der hiesigen Landbevölkerung untersten Ranges sich einzulassen; besonders hatte man mir gerathen, Goldsachen zu verstecken, und noch als ich in den Wagen stieg, rief mir einer meiner Freunde zu: „Wollen Sie wirklich so mit Ihren zwei goldenen Uhrketten über die Brust durch die Pampas reisen?“ Ich hatte damals laut lachend geantwortet: „Ja gewiß!“ — nun war es an der Zeit, meinen Muth zu bewähren; ich stieg also aus, grüßte die Gauchos, setzte mich zu ihnen auf einen Stuhl, der mir alsbald aus dem Hause gebracht worden war, und sah vor Aller Augen nach der Uhr, um zu wissen, wie viel Zeit ich gebraucht habe, hierher zu kommen. Natürlich regte sich Niemand von ihnen, mir Uhr und Kette abzunchmen; im Gegentheil, Einer fragte sogleich, was es

an der Zeit sei, und da hiermit eine Unterhaltung begann, so wurde es schon an meiner Sprache in einem Kauderwelsch, das die Mitte zwischen Portugiesisch und Spanisch hielt, d. h. aus Wörtern beider Sprachen in unordentlichster Mischung bestand, ihnen bald klar, daß ich ein ganz frisch angekommener Fremder sein müsse. Indessen habe ich sowohl bei dieser Zusammenkunft, als auch später in allen ähnlichen Fällen niemals Gelegenheit gefunden, mich über das Benehmen der Leute zu beklagen; ich bin ihnen stets frei und offen entgegengetreten, als ob ich zu ihnen gehöre, und sie haben mich dagegen als einen Fremdling, dem Achtung gebühre, behandelt und mir eine gewisse Auszeichnung bewiesen, die alsbald alle Furcht, wenn ich deren je gehabt hätte, in Vertrauen umwandeln mußte. Man thut sehr unrecht, die Gauchos für rohe und brutale Menschen, oder gar durch die Bank für Räuber und Banditen zu halten; — dies sind sie durchaus nicht; — es sind vielmehr Leute von Selbstvertrauen und einer gewissen ordinären Chevalerie, die in jedem Manne mit demselben Charakter aber von besserer Bildung und höherer socialer Stellung sofort ihren Obmann anerkennen und ihn als solchen behandeln. Rohheit dagegen ertragen sie nicht; diese weckt ihre eigene Leidenschaft sogleich, und der, welcher sie von der Seite anblickt und von oben herab mit ihnen redet, kann sicher sein, daß er auf dieselbe Art, nur etwas derber, von ihnen zurechtgewiesen wird. Ich meines Theils liebe es nicht, mich als über den gemeinen Mann erhaben zu zeigen, und darum hat derselbe mich stets und in allen Ländern mit Achtung und Anerkennung behandelt. Und so wurden auch die Gauchos überall und bald meine Freunde.

Hier, wo ich ihnen zuerst näher trat, möchte es also an der Zeit sein, ein kurzes Bild ihrer äußeren Erscheinung zu entwerfen. Es sind Leute sehr verschiedenen Aussehens, die Einen ihrer ganzen Physiognomie nach ächte Spanier, nur mehr gebräunt als die Stadtbevölkerung, wegen des beständigen Aufenthalts im Freien; die Anderen Mischlinge von Europäern, amerikanischen Urvölkern und Negern in allen Graden und Farbenabstufungen. Reine Indianer oder Neger sieht man selten darunter, und wenn man sie trifft, so nehmen sie keine hervorragende Stelle ein; sie sind die untersten Fuhrknechte oder Peone. Obgleich äußerlich im Umgange kein Unterschied wahrgenommen wird und Jeder den Andern, wie überall in diesem Lande, so auch auf der tiefsten Rangstufe der Wohlhabenheit oder Bildung „Euer Gnaden“ nennt, so besteht doch eine merkliche Verschiedenheit zwischen dem Grundbesitzer oder Estanciero und dem auf Tagelohn arbeitenden Knecht oder Peon. Die ersteren sind fast alle rein europäischer Abkunft, die letzteren größtentheils Mestizen, welche ihr indianisches

Blut durch das breite flache Gesicht, die dicke kurze Nase, die schmalen Augen und das straffe schwarze Haar nebst bräunlicher Gesichtsfarbe verrathen. Negermischlinge oder Mulatten sind noch leichter an der stets dunklen Farbe, dem krausen Haar, der breiten kurzen Nase und den vorragenden Lippen zu erkennen; — am schwierigsten findet man die Zambos, Mischlinge von Indianern und Negern, heraus; indessen ist auch hier die dunklere Farbe und der Haarwuchs ein bezeichnender Umstand für das einigermaßen geübte Auge. — Man weiß aus der Geschichte des Conquistadores, daß die spanischen Soldaten sich in Ermangelung anderer Frauen vielfältig mit Indianerweibern verheiratheten, und daß deren Kinder stets die Rechte des Vaters, d. h. der unvermischten europäischen Abkunft erbten. Von diesen Ehen rühren hauptsächlich die Gauchos her, indem die meisten Mestizen, nach Art ihrer Stammältern mütterlicherseits, das Leben auf dem Lande den festen Wohnsitzen in Städten und Dörfern vorzogen und von den spanischen Soldaten das wilde ungebundene Treiben, die Lust und Neigung zur kriegerischen Haltung, den Abscheu vor jeder Feldarbeit des Landbauers, und den Hang zur Beschäftigung mit Pferden erbten. Später, als die indianische Urbewölkerung zusehends abnahm, kamen die Neger als eingeführte Sklaven aus Afrika herüber und deren Kinder blieben Sklaven, selbst die Mulatten oder Zambos; — sie konnten schon deshalb nie in die höheren Volksschichten hinaufdringen und mußten sich mit der untersten Stellung des Haus-, Hof- und Felddienstes begnügen. Ihre Freiheit danken sie der Revolution, als diese Provinzen das spanische Joch abschüttelten und ihre Unabhängigkeit erklärten; zum Widerstande gegen das Mutterland waren viele Arme erforderlich, man brauchte die Sklaven zum Militärdienst und erklärte sie frei. Noch heute sind die gemeinen Soldaten fast durchgehends Farbige und viel häufiger Mulatten oder Zambos, als Mestizen. Nur in der Cavallerie sieht man viele Gesichter, welche ihr indianisches Blut deutlich zur Schau tragen.

Leichter noch als die Physiognomie macht den Gaucho seine eigenthümliche, man darf sagen abenteuerliche Tracht kenntlich: eine Mischung europäischer und indianischer Kleidungsstücke, welche sich nach und nach zu einem festen unabänderlichen Typus ausgebildet hat. Hemde und Hose hat er vom Europäer angenommen oder beibehalten, aber die letztere schon eigenthümlich verändert, indem er sie sehr weit machte und unten mit einem Franzenbesatz schmückte, über dem bei allen Wohlhabenden ein oft zwei- bis dreifacher durchbrochener Spitzengürt in den dichten baumwollenen, rein weißen Grundstoff eingesetzt ist. Alle Gauchos tragen übrigens doppelte Beinkleider, einfache untere, bessere feinere obere, und nur diese haben die erwähnten Decorationen.

Das Uebrige in der Tracht des Gaucho stammt vom Indianer, namentlich zuvörderst der Chiripa, eine bunt gewebte, aus dickem Baumwollenzeuge bestehende Decke, welche zwischen die Beine genommen, hinten und vorn in die Höhe gezogen und durch einen Leibgurt festgehalten wird. In der Form des letzteren herrscht große Mannichfaltigkeit; der einfache Gaucho hat bloß eine baumwollene Schärpe (Banda), welche er vorn zubindet und seitwärts am Schenkel herabhängen läßt; der wohlhabende darüber noch einen breiten ledernen, farbig benähten oder gestickten Gurt, den Tirador, welcher zugeknöpft wird und statt der Knöpfe gewöhnlich mit Silbermünzen, halben oder ganzen altspanischen Piastern, besetzt ist. Darin steckt hinten auf dem Rücken das große, 1 Fuß lange Messer, welches alle Gauchos stets mit sich führen und theils als Waffe, theils zu ihren verschiedenen Geschäften beim Essen, beim Arbeiten des Pferdegeschirres oder sonst wie benutzen. Ueber alle diese Unterkleider hängt nun von den Schultern der Poncho herab, gleichfalls eine Decke, aber gewöhnlich eine wollene, mit einem 1 Fuß langen Längsspalt in der Mitte, durch welchen man den Kopf steckt. Der Poncho ist stets grell gefärbt und gezeichnet, roth in allen Tönen, blau, gelb, gelbbraun, aber sehr selten grün, und hat drei buntgewebte, meistens grüne Längsstreifen, einen in der Mitte, einen an jeder Seite. Durch den Mittelstreifen geht der Spalt für den Kopf, und hier ist er am Rande mit Seide oder Sammet besetzt. Einen solchen Poncho trägt nicht bloß der Gaucho, sondern jeder Argentinier, selbst der reichste, zu Zeiten, namentlich auf der Reise; er ist in der That eine bequeme und nützliche Tracht, an welche sich der Ausländer bald gewöhnt; — ich selbst, indem ich dies schreibe, trage den Poncho als Hausmantel und ziehe ihn zu dem Zweck allen anderen Kleidungsstücken vor, weil er zugleich Wärme giebt, Schutz gegen den beständigen Staub verleiht, und höchst bequem wird wegen der Mannichfaltigkeit der Gestaltung im Gehen, Sitzen, Reiten und Liegen, deren er fähig ist. Chiripa und Poncho waren die Kleidungsstücke der alten Peruaner und aller einigermaßen cultivirten Indianer; der letztere wurde aus Vicuña-Wolle gewebt, und eben daraus, in ihrer natürlichen rostgelben Farbe, bestehen noch heutzutage die theuersten und besten Ponchos. Ich sah einen solchen von ausgezeichneter Arbeit, der 5 Unzen (75 Piaster) gekostet hatte. Der Fuß ist beim gemeinen Gaucho unbekleidet oder mit einem ledernen Strumpfe bedeckt, aus dessen offener Spitze die Zehen hervorragen. Einen solchen Lederstrumpf, genannt *bota de potro*, macht sich der Gaucho selbst aus der Haut der Pferdebeine, welche beim Abziehen des Felles oben am Rumpfe abgeschnitten wird; er erweicht sie im Wasser, bis die Haare heruntergehen, und zieht sie nun so naß über seinen Fuß bis zur Wade

hinauf, sie am Leibe trocknen lassend. Der fest angeschmiegte Strumpf bleibt sitzen, bis er zerrissen vom Fuß abfällt und verbraucht ist. Wohlhabendere Gauchos tragen Stiefeln nach europäischer Art, die Einen gelbe von weichem ungefärbten Leder, die Andern schwarze elegantere. Ein ungeheurer großer eiserner oder silberner Sporn, der hinten auf eine runde Scheibe sich stützt und ein Rad von 2 bis 3 Zoll Durchmesser mit über 1 Zoll langen Stacheln trägt, ziert den Fuß, selbst den nackten, und fehlt nie, wenn er auch oft nur an einem Beine gesehen wird. Ohne diesen Sporn geht der Gaucho keinen Schritt; er muß das Geklirr desselben hören, es ist die schönste Musik für seine Ohren, eine desto schrecklichere Pein dagegen für die gebildeteren Europäer. Auf dem Kopfe tragen alle Gauchos stets einen Hut, theils von Filz, theils von Stroh; die letztere Art wird in Chile gearbeitet und ist sehr dauerhaft.

So gekleidet und beschaffen waren die Leute, mit denen ich hier auf der ersten Station von Rosario zusammentraf; Weiber befanden sich nicht darunter, und darum rede ich von ihnen nicht. Es ist übrigens kaum nöthig, denn sie zeigen dieselben physiognomischen Verschiedenheiten, wie die Männer, haben aber ohne Ausnahme europäische Tracht angenommen. Ein großes Tuch, das sie über den Kopf hängen und von rechts nach links so mit dem Zipfel über die Schultern schlagen, daß es vorn bis zur Nase hinaufreicht, macht ihre Gestalt und oft auch ihr Gesicht so unkenntlich, daß es stets schwerer hält, dasselbe zu beobachten, als das der Männer. Nach meinen Wahrnehmungen sind rein spanische Gesichter unter den Frauen des Landvolkes viel seltener, als unter den Männern; dagegen herrschen die Indianermischlinge oder Abkömmlinge, hier Tschinas genannt, sehr vor. Muttinnen sind der Zahl nach geringer, wohl aber sah ich viele Zambos-Physiognomien gerade unter den Weibern. Schön sind sie selten, hübsch nur in der Jugend; die meisten verlieren ihre Frische sehr bald und machen schon wegen der schmutzigen, unordentlichen Bekleidung an Wochentagen einen mehr unangenehmen als gefälligen Eindruck.

Unsere Unterhaltung drehte sich natürlich bald um den Zweck und die Richtung meiner Reise. Es wurde mir anfangs schwer, ersteren den Gauchos begreiflich zu machen, indem Alle meinen, der Fremde komme nur in ihr Land, um ihnen die Vortheile, welche dasselbe gewähren könne, vor der Nase wegzuschnappen; — ein im Allgemeinen wohl ganz richtiges Urtheil, wenn man hinzufügt, daß die einheimische Bevölkerung zu faul und zu gleichgültig ist gegen eine andere Arbeit oder Beschäftigung als die übliche des Viehhaltens und Kramhandels; — als sie mich aber hastig aufspringen und den Käfer greifen sahen, der Einem von ihnen in die Haare geflogen war, brach die

ganze Versammlung in ein mit verächtlicher Beimischung oder Verwunderung gepaartes Gelächter aus, gewann freilich auch mehr Zutrauen zu mir, weil dergleichen nutzlose Thätigkeit ihnen unmöglich Nachtheil bringen konnte. Indessen meinte man doch, daß ich damit Geld verdienen wolle, denn ohne Geldzwecke gehe Niemand, am wenigsten ein Gringo, auf weite Reisen. Mit diesem Namen bezeichnet man hier allgemein den Fremden, welcher Nation er auch angehören möge; das Wort ist gerade kein Schimpfwort, aber es deutet stets eine gewisse Geringschätzung an, wenn der eingeborene Argentinier Jemand Gringo nennt; er will damit sagen, daß er kein Gringo, also etwas Besseres sei. Darum bezeichnete z. B. der Dictator Rosas alle ihn besuchenden Fremden in der Anrede stets nur mit diesem Namen.

Nach einer halben Stunde war mein Carreton reisefertig und ich stieg wieder ein. Das Haus und den Rancho zu besprechen dürfte für den Leser ohne Interesse sein; beide hatten völlig die Einrichtung wie in der Banda Oriental. Auch die Art des Pferdefangens mit dem Lasso ist ganz dieselbe. Die Wohnung war geräumig und gehörte zu den besseren, denn es war eine Pulperia, d. h. ein Kramladen, mit offenem Kauffenster unter einem Regendache an dem einen Ende. Auf den Rath der Gauchos kaufte ich darin eine Flasche Limonade, weil Wein, nach dem ich fragte, nicht zu haben war; ich fand diesen Rath später trefflich, denn es fehlte bald jedes andere Getränk an allen ähnlichen Orten, ausser Milch, die mir nicht gut zu bekommen pflegt. Meine Reise fortsetzend kam ich gleich wieder auf die alte, von Rosario aus wohlbekannte Flur; es war durchaus gar kein Unterschied sichtbar, Alles, hier wie dort, öder Camp mit zerstreuten Viehheerden und hie und da eine Ombu-Gruppe am Horizont, welche eine Gaucho-Wohnung oder eine kleine Estancia verrieth; Häuser konnte ich nie sehen, sie steckten schon bei ihrer geringen Höhe unter dem Horizonte. Viscacha-Löcher, Erdeulen und Caranchos blieben meine einzigen, meine beständigen Begleiter. So fuhr ich andere 5 Leguas und hielt nach zwei und einer halben Stunde neben der zweiten Poststation, einer größeren Estancia, genannt nach ihrem Besitzer José Correa, deren Aeußeres so viel Einladendes hatte, daß ich auf den Rath meines Capataz beschloß, hier zu übernachten. Es war freilich erst 6 Uhr, aber die nächste Station sei wieder 5 Leguas, es werde wohl eine Stunde dauern, ehe die frischen Pferde anlangten, weil im Rancho keine vorrätig wären, und dann werde uns die Nacht überraschen, bevor wir die nächste Poststation erreichen könnten. Endlich hatte der fünfstündige Aufenthalt im Carreton mich schon ziemlich erschöpft; ich mußte mir gestehen, daß zwischen dieser Art zu reisen und der auf einer europäischen Eisenbahn ein sehr empfindlicher Unterschied

stattfinde und daß ich nach diesem ersten Versuche wohl der längeren Ruhe bedürftig sein würde.

Ein Paar Worte über die Benennungen meiner Reisebegleiter dürften hier am Orte sein; ich hatte, wie gesagt, stets vier Leute mit mir, einen auf jedem Pferde. Die Pferde hier zu Lande tragen kein Geschirr, wie bei uns, sondern bloß einen Sattel, an dessen Gurt der Gegenstand, den sie ziehen, angebunden wird; kein Pferd, wenn es nicht besonders dazu abgerichtet ist, läßt sich hier ohne Reiter lenken und regieren; es muß vom Reiter geführt werden. Darum sitzt auf jedem Pferde vor jedem Wagen auch ein Mensch, und so viel Pferde der Reisende hat, so viel Postillone muß er auch haben und bezahlen. Das Pferd kostet die Meile 1 Real, der Postillon einen halben Real, Summe 6 Real, d. h. gerade einen Thaler Preuß. Cour. für 4 Pferde jede Meile; eine Ausgabe, die sich bei der ganzen Entfernung von Rosario nach Mendoza zu 250 Meilen mit Einschluss der Zehrungskosten für mich auf 300 Thlr. Pr. C. belaufen haben würde. Reisende, welche die Post im Auftrage der Regierung benutzen, zahlen für das Pferd nur $\frac{1}{2}$ Real die Meile, und da ich vermöge meines Passes als solcher Regierungs-Reisender galt, so brauchte ich auch nur diese Summe zu entrichten, d. h. für meine vier Pferde und Postillone 4 Real die Meile zu zahlen; das verringerte also jene obige Summe auf 220 Thlr. Pr. C. Von den vier Pferden werden die zwei hinteren an die Spitze der Deichsel, welche einen großen starken Querbalken trägt, so gebunden, daß ein Pferd unmittelbar am Ende des Querbalkens haftet; die anderen beiden Pferde ziehen einzeln an langen Seilen, welche ebenfalls an der Spitze der Deichsel festsitzen und mit ihren freien Enden in den Sattelgurt eingehakt werden. Die beiden Reiter der zwei hinteren Pferde begleiteten mich unausgesetzt von Rosario bis Mendoza; der Reiter links war der sogenannte Capataz oder Führer des Wagens, dem die andern zu gehorchen haben, indem er das ganze Fuhrgeschäft leitet und dem Reisenden zunächst für Alles, was vorfällt, haftet; der Reiter rechts war ein gewöhnlicher Peon. Die beiden vorderen Reiter wurden mit den Pferden von den Posthaltern gestellt und heißen deshalb Postillone. Mein Capataz war ein Argentinischer unvermischter europäischer Abkunft, ein sehr braver Mensch, der in jeder Beziehung mein vollstes Vertrauen verdiente und stets in den mildesten Formen sich bewegte; — der Peon, ein ausnehmend hübscher Indianer-Mischling, hat mir eben so wenig irgend eine Veranlassung zur Klage gegeben, obgleich seine Formen weniger polirt waren. Ich hatte den Menschen sehr lieb, weil er meiner Naturforscherseele durch seine Person fortwährenden Stoff zur Beobachtung darbot. Die Postillone wechselten durch alle Formen der Gauchos-Bevölkerung hindurch; auf kleinen

Estancias bestieg gewöhnlich der Herr mit seinem ältesten Sohne diese beiden Pferde; auf grösseren, wo Knechte waren, zwei derselben; bald alte bärtige Leute, bald Jünglinge von 16 bis 18 Jahren, bald und nicht selten Kinder von 8 bis 10 Jahren. Diese und die alten Leute benahmen sich stets musterhaft, die jungen Bursche dagegen nicht selten etwas übermüthig, indem sie die Pferde über alle Gebühr, besonders an recht schlechten Stellen, zum rasendsten Galopp antrieben. Ich liefs mir dies stets ruhig gefallen; je toller je besser blieb auch darin mein Grundsatz, man kam desto schneller an's Ziel seiner Wünsche.

Die Estancia, auf welcher ich mich befand, gehörte zu den grösseren und besseren; sie hatte ein geräumiges, aus Backsteinen aufgeführtes Wohnhaus, und abseits daneben ein eigenes kleineres Gebäude mit dem Postzimmer für die Reisenden. Ein solches Zimmer befindet sich auf allen Poststationen, es enthält aber selten mehr als einen Tisch, einen Stuhl nebst einer leeren Bettstelle; und so war auch dies beschaffen, obgleich die Estancia eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers verrieth. Selbst das Gebäude für die mit der Post Reisenden war nur mittelmässig, eine gewöhnliche Erdhütte, ohne Fenster und ohne Estrich. Da ich, nach hiesiger Sitte, nicht blofs ein vollständiges gutes Bett, sondern auch mein Waschgeschirr nebst allem nöthigen Reisebedarf bei mir führte, so konnte ich mit dem Zimmer schon zufrieden sein, besonders als später das sehr gute Abendessen eintraf. Ich war Zeuge seiner Zubereitung aus der Ferne. Um ein lebhaftes Feuer lagerten im Kreise meine Begleiter und das dienende Personal der Estancia, während die Wirthin eigenhändig das Kochgeschäft versah. Mitten im Feuer stand ein grosser eiserner Kochtopf mit drei Füßen, worin sich Rindfleisch, Kohl, Kartoffeln und Kürbissstücke zu einer wohlschmeckenden Brühe, dem Puchero, ausbildeten; daneben steckten lange eiserne Bratspieße, gleich Degenklingen, in der Erde und trugen Rippenstücke mit Fleisch, das daran zum Asado gebraten wurde. Aus diesen beiden Gerichten, und nur daraus, besteht die tägliche Kost der hiesigen Bevölkerung; man isst sie zweimal des Tages, um 10 Uhr als Frühstück, um 5 oder 6 Uhr als Abendessen.

Während der Zubereitung des Mahles beschäftigte mich der mit hereinbrechender Dämmerung beginnende Zug der Papageien. Zahlreiche Schwärme versammeln sich allabendlich auf den hohen Bäumen in der Nähe der Estancias, um hier zu übernachten, indem sie von ihren weiten Streifereien durch die Pampas in kleinen Flügen einer nach dem andern zurückkehren. Man vernimmt sie schon aus der Ferne, wenn sie kommen, an dem eigenthümlich kreischenden Geschrei, womit sie sich anmelden; ein Schwarm empfängt damit den anderen

und macht ihm die besten, bereits eingenommenen Ruheplätze streitig; — bis tief in die Dämmerung hinein dauert ihr Gezänk; endlich, wenn die Nacht ganz dunkel geworden ist, werden sie still und schlafen; nur in mond hellen Nächten hört man sie noch einzeln kreischen. — Während die Papageien in den ferneren Bäumen sich zur Ruhe begaben, thaten die Hühner des Hofes ein Gleiches in den nächsten unmittelbar am Feuer; von Zweig zu Zweig hüpfen sie empor, der Hahn voran, und auch hier war oft Streit um den besten Platz, bis der Hahn durch lautes Gekakel sie zur Ruhe verwies. Hühnerställe kennt man in diesem Lande nicht, wie überhaupt keine Viehställe; jedes Thier sucht sich sein Nachtlager; — doch werden Rinder, Schafe und Pferde vielfach zur Nacht in einen umhegten Ort, den Corral, getrieben, damit man sie am frühen Morgen alsbald zum Gebrauch bei der Hand habe.

Den 27. Februar. — Nachdem durch solche Vorbereitung für eine zeitige Abfahrt gesorgt war, konnte ich hoffen, früh auf den Weg zu kommen; es dauerte indess noch geraume Zeit, ehe das Mate-Getränk eingenommen, der Wagen geschmiert und die Pferde angeschirrt waren; worüber es beinahe 8 Uhr wurde, als ich abfuhr. Die Gegend war auch hier noch unverändert; ein ödes, trocknes Feld, ohne einen neuen Gegenstand für mich; — aber nach einiger Zeit senkte sich der Boden etwas zu einer flachen Mulde ein und wurde feuchter, schwammiger. Bald sah ich in der Ferne höhere, schilfbartige Grasbüschel, aus deren Mitte lange schneeweiße Blumenrispen als glänzende Zier hervorragten. Es ist dies die zweite eigenthümliche Form des Pampas-Grases und entschieden die schönere, welche überall sich einstellt, wo der Boden naß ist, namentlich auf moorigem Grunde und in den Niederungen der vielen Seen und einzelnen kleinen Bäche, welche im Pampas-Gebiet verbreitet sind. Das Sumpf-Pampasgras hat sehr schmale, feine, ausnehmend lange, wahrhaft linienförmige Blätter und einen 6—8 Fuß hohen Rohrschaft, der an seiner Spitze die $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß lange, seidenartig glänzende weiße Blumenrispe trägt. Vom Winde sanft bewegt, bilden sie ein angenehmes Schauspiel für den Reisenden, der durch diese dichten Grasgruppen reitet und die langen weißen Rispen noch über seinen Kopf emporragen sieht; aber das Gras ist hart, zähe, und kann nicht als Viehfutter gebraucht werden, wohl aber, als Strohdach, zum Decken von offenen Hütten oder zum Bekleiden der dann freilich sehr lockeren, lückenhaften Wände. Die wirklichen Wohnhäuser haben nicht bloß Erdwände, sondern auch Erddächer, indem man das Rohrgeflecht zunächst auf dem Dachstuhl mit dem feineren, höchstens 2 Fuß langen, gemeinen Pampasgrase belegt und darauf eine dicke Schicht Erde schüttet. So erscheint jedes Haus von aussen wie ein regelmäsig

geformter Erdhaufen, den nur die Thür als Wohnhaus für Menschen kenntlich macht.

Das hohe Pampasgras, zwischen dessen zerstreuten Büscheln der Karren sich ziemlich langsam hindurchwinden mußte, war der Aufenthalt zahlloser Mücken, die jetzt über uns herfielen und mich wie meine Begleiter belästigten. Ich sah den Rücken des Capataz dicht damit besät; indessen bemühten die Thiere sich vergeblich, durch die dicke wollene Jacke, welche er trug, hindurch zu dringen. Mir wurde es in meinem Karren ziemlich leicht, mich ihrer zu erwehren; ich schloß die Fenster bis auf eins und trieb sie mit meinem Taschentuche wedelnd da hinaus, was auch ganz gut gelang. Man findet in den Campos besonders zwei Mückenarten oder Mosquitos, die beide ächte *Culex* sind. Die eine häufigere Form ähnelt unserem *C. pipiens*, ist aber dunkler braun gefärbt und nicht ganz so groß; die andere sehr große, aber viel seltenere Art ist hellgelb, lang behaart und noch größer als *C. annulatus*. Hier war nur die kleinere vorhanden, die größere lernte ich erst später im westlichen Theile der Pampas kennen.

Wegen des weicheren Bodens hatten in dieser Gegend tiefe Fahr- gleise sich in das Erdreich eingedrückt von den großen, sehr schwer beladenen Ochsenkarren, welche die Reise durch die Pampas als Frachtfuhrwerk zu machen pflegen. Ich traf später mehrere solcher Tropas und werde sie demnächst beschreiben; hier machte mir ihr Pfad viel Ungemach, weil mein Karren eine andere Spurbreite besaß und unaufhörlich von der einen Seite nach der andern geworfen wurde. Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich an den Rändern dieser tiefen Gleise ganz andere Pflanzen, als in der benachbarten Pampas-Flur; ich fand namentlich sehr gemein eine Salidago-Art, die ganz unserer *S. virgaurea* ähnlich sieht; weiterhin eine Artemisia, ähnlich der Wermuthpflanze, u. dgl. m. Ich kann leider mit meinen hiesigen botanischen Hülfsmitteln nicht bestimmen, ob es ganz dieselben oder nur ähnliche Arten sind, vermute aber eher das erstere, in welchem Falle diese Gewächse eingeführt sein müssen. Schon frühere Reisende haben darauf hingewiesen, daß die Ränder der Fahrwege durch die Campos eine üppigere Vegetation besitzen als die benachbarte Flur selbst, und diesen Unterschied von der Düngung hergeleitet, welche die Pferde und Ochsen während der Fahrt durch Mist, den sie fallen lassen, verursachen. Auf dieselbe Art könnte man auch den Transport europäischer Pflanzen erklären; ihre Samen können in dem Futter gewesen sein, was die Thiere erhielten, oder in dem Gepäck, womit die Karren belastet waren. Von der Kardendistel (*Cynara cardunculus*) und dem Fenchel (*Anethum Foeniculum*), welche fast an allen cultivirten Stellen der Pampas verwildert vorkommen, darf das mit

Recht behauptet werden; beide Gewächse, nunmehr die gemeinsten und merkwürdigsten Decorationsmittel der Pampasflur neben den Estancias, Ranchos und Pulperien, stammen aus Europa und waren vor Invasion der Spanier nicht im Lande vorhanden.

Nachdem ich die feuchte Niederung mit dem hohen Pampasgrase verlassen hatte, kam ich wieder auf die alte wohlbekannte Flur mit dem feinen kniehohen Grase. Auch dies bekleidet den Boden nicht gleichmäßig, wie das Gras der Viehweiden Europa's; es läßt vielmehr überall Lücken, wo der Boden ganz kahl ist, und steht ebenso in Büscheln wie das hohe Gras. Hie und da erhebt sich dazwischen ein anderes Gewächs, aber nur selten ein höheres von schönerem Aussehen; es waren meistens kleine Syngenesiten, die unserer Schafgarbe ähnelten. Ueberhaupt ist die Pampasflur ohne allen Blumenschmuck, nur an einzelnen höheren sonnigen Stellen trifft man dichtere Teppiche mit bunten Blumen, namentlich eine kleine Pflanze mit violetter Blume, die ich für eine Verbena hielt, weil sie der bekannten brennend rothen Verbena, die überall zerstreut in den Pampas wächst, ähnlich sieht. Noch schöner ist eine größere, volle karminrothe Blume auf der Spitze der Zweige eines kleinen niedergelegten Gewächses mit ziemlich dicken aber kleinen Blättern, das mir manche Aehnlichkeit mit Sedum zu haben schien und in dessen Familie gehören mag. Diese drei Blumen und eine vierte größere weiße mit gekräuselten Blumenblättern, welche einem Narcissus aus der Ferne ähnlich sah, aber nur 5 Petala trug, waren diejenigen Formen, welche ich am häufigsten sah, stets aber nur an gewissen Stellen und da zum Theil in gedrängter Fülle. Das Pampasfeld im Allgemeinen erscheint öde, steril und jeder lieblichen, angenehmen Decoration beraubt.

Vom thierischen Leben liefs sich auf der ganzen Strecke Nichts sehen, als das Bekannte: Vizcacha-Löcher, Erdeulen und Caranchos. Einmal sah ich nicht weit vom Wege eine Hirschkuh, das Weibchen des hellrostgelben *Cervus campestris*, welche uns nengierig anblickte, aber alsbald davonhüpfte, wie ich mich zum Schusse vorbereitete. So kam ich an die ebenfalls 5 Leguas entfernte dritte Station, genannt Candelaria, gleichfalls nur eine einsame, aber minder gute Estancia, welche sich durch lebendige Zäune hoher, schönblühender Säulen-Cactus um Rancho und Garten auszeichnete, sonst aber keinen besonderen Eindruck bei mir zurückgelassen hat.

Ganz dasselbe muß ich von den beiden folgenden Stationen und der zu ihnen führenden Wegestrecke sagen; die vierte Station hiefs Desmochados und war 6 Leguas entfernt, die fünfte, Arequito, nur 4 Leguas; ich habe an beiden und auf der Strafse zu ihnen nichts Bemerkenswerthes angetroffen. Der Weg bis zu der 5 Leguas ent-

fernten sechsten Station war anfangs eben so einförmig wie bisher am heutigen und gestrigen Tage; eine Legua indessen vor dem Stationsorte, genannt Guardia de la Esquina, kamen wir an einen ziemlich großen Teich, der schmal und lang in einer Mulde sich ausbreitete und an einer Stelle durchfahren werden mußte. Viele Sumpfvögel, namentlich der schwarze Ibis (*I. Guarauna*) und der rothbeinige Stelzenläufer (*Himantopus melanotus*) standen in Menge und wenig scheu am Wasser. Hinter dem jenseitigen Ufer, das einen steilen Abhang bildete, war die Flur kahler, und hier liefen sehr viele Kiebitze (*Vanellus cajeunensis*) umher; es sind dieselben Vögel, deren ich schon in der Banda Oriental gedacht habe. Etwas weiterhin überraschte mich plötzlich ein kleiner Fluß (Arroyo); auch seine Ufer waren tief abschüssig und so kahl, daß man aus der Ferne nichts von der Vertiefung im Boden sah, die er einnahm; sein Wasser floß von links nach rechts dem Rio Carcarañal zu, der nordwestlich von uns sich befand. Die Gegend von da bis nach der Guardia hatte einen etwas abweichenden Charakter und ähnelte weit mehr, als die gewöhnliche Pampasflur, unseren Viehweiden: der Boden war mit einem niedrigen Grase dichter bedeckt und bestand aus einer fetten schwarzen Erde, die ich bisher nicht beobachtete. Doch zeigten die vor den zerstreuten Vizcacha-Löchern liegenden Erdhaufen, daß derselbe gelbe Lehm, woraus die Pampas überhaupt gebildet sind, auch hier in der Tiefe vorhanden war. Zahlreiche Umbelliferengruppen standen zerstreut durch das Feld umher, und in Senkungen, wo der Boden offenbar feuchter war, bemerkte ich das Sumpf-Pampasgras mit der weißen Blumenrispe in Menge. Das Land umher liegt etwas tiefer und neigt sich dem Rio Carcarañal zu, der unweit davon nach Norden fließt und gerade hier plötzlich einen Winkel bildet, indem er aus der bisher befolgten Richtung von Norden nach Süden in die nach Nordost übergeht und dem Rio Paraná sich zuwendet. Das höher gelegene Land zwischen ihm und dem Paraná, über welches ich gekommen war, ist die Ursache seiner Wendung und die Guardia gerade an der tiefsten Stelle vor dem Plateau gelegen. Ich traf um 4½ Uhr daselbst ein. Es ist ein ziemliches Dorf, regelmäßig in Vierecken angelegt, mit Marktplatz und Kirche, dessen Häuser kleinen Estancias gleichen und mit großen Fruchtbäumen in den Gärten geziert waren. Viel Eleganz schien übrigens nicht darin zu herrschen, obgleich der Ort, als Straßenknoten der Wege von Rosario und Buenos Aires nach Cordova und Mendoza, eine gewisse Bedeutung hat. Ich zog es also vor, noch eine Station weiter nach dem 4 Leguas entfernten Cruz alta zu fahren.

Die Straße dahin folgt dem Laufe des Rio Carcarañal aufwärts und geht beinahe gerade nach Norden. Der Boden ist, wie vor der

Guardia, fett, schwarz und zähe; daher der Weg sehr holperig und uneben, wenn ausgetrocknet. Nach kurzem Verlauf kamen wir an den Fluß und sahen zwischen hohen schilffreien Ufern sein Wasser uns langsam zuströmen. Dichte Gruppen des hohen Pampasgrases mit den weißen Blumenrispen standen hier auf den erhöhten Theilen des Flußufers und bezeichneten seinen Lauf; bis in das Wasser gingen sie aber nicht hinab, dort waren andere Schilfgräser mit breiteren Blättern ansäßig. Die unmittelbare Nähe des Flusses dauerte indeß nur eine kurze Strecke, der Weg bog nach Westen etwas mehr landeinwärts und führte hier durch eine sehr öde, fast ganz kahle Gegend, deren Boden viel Salz enthielt, wie die auf den höheren Punkten ausgewitterten weißen Krystalle bewiesen. Nur eine einzige Pflanze, ein kleines niedergebeugtes Gewächs vom Ansehen eines *Chenopodium*, stand truppweise darauf zerstreut umher. Zwei klare Bäche, welche dieses Terrain durchflossen, hatten keine Schilfsäume an ihren Ufern, dagegen schwammen lange Confervenbüschel in ihrem Wasser.

Jenseits der kleinen Salzsteppe nahm die Flur wieder den früheren Charakter, wie bei der Guardia de la Esquina an; der Boden war fett, schwarz und mit kürzerem Grase dicht bekleidet. Auf demselben gelangte ich wegen des holperigen Weges erst ziemlich spät, als es schon dunkelte, nach Cruz alta, ebenfalls ein Dorf mit Marktplatz und Kirche, dem Anschein nach besser als Esquina, aber nicht größer. Zahlreiche Papageienschwärme zogen mit mir zugleich in dasselbe ein, um auf den höheren Bäumen zu übernachten. Ich fand ein wohlgehaltenes Postzimmer, worin ich mich bald behaglich einrichtete, und erhielt später ein gutes Abendessen, das genau aus denselben Gängen wie das gestrige bestand, übrigens aber, wie in der Regel, mit einem Peso ($1\frac{1}{2}$ Thlr. Pr. C.) bezahlt werden mußte.

Den 28. Februar. — Am Morgen fielen der zeitigen Abfahrt wieder dieselben Hindernisse in den Weg; es mußte behaglich gefrühstückt, der Karren geschmiert, das Gepäck nachgesehen und durch Umlegung vor Zerstörung gesichert werden, daher ich nur selten vor 8 Uhr die Weiterreise antreten konnte. Die erste Station, die achte der ganzen Tour, führte nach der 4 Leguas entfernten kleinen Estancia Cabeza del Tigre. Der Weg dahin war gut, die Flur, wie bisher, mit niedrigem Grase dicht bekleidet, ohne alle höheren Stauden oder Kräuter, und allem Anschein nach fruchtbar. Auf halbem Wege bot sich eine hübsche Fernsicht mit violetterm Horizont und Waldsäumen uns dar; es waren die mit Bäumen geschmückten Ufer des Carcarañal. — Bald nach 9 Uhr befand ich mich am Stationsorte; die Pferde wurden rasch gewechselt und ich überhaupt sehr gut bedient, als ich dem Estanciero zeigte, daß auf der Karte zu Woodbine Parish' Werk, welche ich stets

in der Tasche hatte, seine Estancia mit richtigem Namen verzeichnet war. Die nächste, neunte Station ist 5 Leguas weit von hier und heißt Lobaton. Während ich noch mit dem Estanciero redete, ritt eine gut gekleidete Frau an mir vorüber, die hinter ihrem Burschen auf dem nackten Pferde saß; der Estanciero forderte sie auf, zu mir in den Wagen zu steigen, das sei doch bequemer als ein solcher Ritt, und sagte mir, die Sennora sei die Frau des Posthalters in Lobaton. Natürlich unterstützte ich seine Einladung bestens, wir erhielten aber Beide abschlägige Antwort; die Dame ritt eilends weiter und setzte ihr Pferd in solchen Galopp, daß sie noch vor mir am Orte anlangte. Wir sahen ihr Kleid fortwährend als weißen Punkt im Felde, aber einholen konnten wir sie nicht wieder, so schnell galoppierte sie mit ihrem Jockei dahin. Ich erwähne dies, um zu zeigen, mit welcher Geschicklichkeit hier Jedermann sein Pferd führt und behandelt; es ist als ob die Leute damit verwachsen wären, so wenig Bewegung ihres Körpers nimmt man beim Reiten an ihnen wahr.

Der Weg nach Lobaton war anfangs gut, hernach aber sehr holperig, indem er durch ausgetrocknetes Moorland führte, wo viele hohe Pampasgrasbüschel ihn ganz unkenntlich machten. Weiterhin lief er über eine völlig gleichförmige Grasflur, in der außer zahllosen Caranchos mir nichts begegnete, als eine Tropa, deren Karren mit Aepfeln beladen waren, die von Cordova nach Buenos Aires gingen. Die Leute hatten Halt gemacht, die Ochsen abgespannt und waren eben damit beschäftigt, einen bereits geschlachteten zu zerlegen. Die Scene hatte etwas Grausiges; mit Blut befleckte Männer rissen mit dem Fleische des Thieres herum, indem sie es zerhieben; große Hunde zankten sich unweit davon um die Eingeweide, und zerlumpt aussehende Weiber standen mit halb nackten Kindern hinter den Männern, auf die ersten tauglichen Fleischstücke wartend, um das Mittagmahl zu bereiten. Alle stierten mich wild an, als ich im sausen Galopp an ihnen vorbei fuhr; meine Leute grüßten und fragten: Was haben Euer Gnaden geladen? — Aepfel (Manzanas)! schallte die Antwort, als wir schon ziemlich weit waren, so schnell stürmte mein Karren an ihnen vorbei.

Ein Ochsenkarren ist ein sehr unförmliches Ding, eine Art Ungeheuer von Karren. Er besteht aus einer Grundlage fester Balken, von denen der mittelste doppelt so lang ist, wie die zwei seitlichen, und als Deichsel weit über die anderen hervorragt. Dieses Planum ruht auf einer Achse, die daran unbeweglich festsitzt und seitwärts die großen, 6 Fuß im Durchmesser haltenden, schwer und unförmlich gebanten Räder trägt. Auf dem Planum befindet sich ein vorn offener, über 8 Fuß hoher Korb von Flechtwerk, dessen Stäbe in den Boden

des Karrens eingelassen und oben durch ein halbkreisförmiges Dach verbunden sind. Darunter steht die Last und ist durch übergehängte Laken, wie bei unseren Frachtwagen, vor Nässe geschützt; ein Hauptstück der Fracht ruht stets vor dem Korbe auf der Deichsel, und darauf steht oder sitzt der Wagenlenker, indem er die Ochsen mit einem langen Stabe, dessen Ende eine eiserne Spitze trägt, zur Arbeit antreibt. Der Stab, unförmlich dick und schwer am hintern Ende, hängt in der Schwebe am Dach des Frachtkorbes und wird an einem Seile vom Kutscher herabgezogen und gelenkt; ein kürzerer Stab, den er in der Hand führt, treibt die hintersten Ochsen an. Weiber und Kinder hocken oben auf der Last ganz hinten im Korbe, wo sich ein Loch zum Herausschauen in dessen Hinterwand befindet. In der Regel sind 4 Paar Ochsen an jeden Karren hinter einander gespannt; bei sehr bedeutender Belastung auch wohl 6 Paare, selten noch mehr. Ein solcher Karren macht mit einer Last von 40 bis 50 Centnern täglich 3 bis 4, höchstens 5 Leguas und fährt nur Morgens früh und Nachmittags, wenn die stärkste Hitze vorüber ist; von 11—4 Uhr wird gerastet; die Ochsen grasen auf dem Felde umher und die Leute essen, allmählich, wie wir gesehen haben, ihr Mahl zurichtend. Ein einzelner solcher Karren geht nicht leicht auf die Reise, gewöhnlich sieht man mehrere; hier fanden wir sechs, und dies nennt man eine Tropa. Sie steht unter Leitung eines Capataz, der die Oberaufsicht führt, indem die Zahl der Begleiter meist die der Karren übersteigt, abgesehen von den Weibern und Kindern, welche sich außerdem noch finden. Die Nacht wird auch im Freien zugebracht, wobei die Leute unter den Karren zu schlafen pflegen. —

Lobaton ist, wie Cabeza del Tigre, eine kleine Estancia mitten im Felde, ohne anderen Schmuck als ein Paar große Weidenbäume und einen kleinen Garten, den ein starker, aus lebendigem Säulen-Cactus gebildeter Zaun mit zwischengesetzten stacheligen Leguminosenbüschen umfasste und zu einer Art Festung machte, indem die Cactus auf einem erhöhten Erdaufwurfe standen, der auswärts mit den Dornbüschen bewachsen war. Ein schmaler Eingang führte in den Hof, wo das Haus stand; ich wurde nur in einen Vorhof gelassen und fand dort den Herrn mit seiner, wie sie sagte, vom Ritte sehr ermüdeten Frau, die ihren kranken Vater besucht hatte, in einem lebhaften Familiengespräch.

Von hier gelangt der Reisende zunächst an den 5 Leguas entfernten Rio Cuarto, oder vielmehr an dessen meist leeres Bett, und wechselt unmittelbar hinter demselben, im Dorfe Saladillo, als zehntem Stationsorte, seine Pferde. Ich habe auf dieser ganzen Strecke durchaus nichts Neues oder Nennenswerthes gesehen, beschränke mich

also darauf, zu bemerken, daß die Gegend von Lobaton bis an den Rio Quarto einfaches Pampasfeld ist und die Ufer des Flusses als kahle Lehmgehänge ohne alle Pflanzendecke frischen Erdwällen nicht unähnlich sehen. Das Bett ist ziemlich breit, aber fast ganz leer; hie und da steht in einer Vertiefung klares, braungefärbtes Wasser; Kies und grobe Gerölle liegen darin nur spärlich; dagegen wittert überall an den Gehängen Salz aus dem Boden und dies giebt natürlich auch dem Flußwasser einen Salzgeschmack. Einige Möven, wohl *Larus maculipennis* (*s. poliocephalus*), standen auf einer Lehmbank im Wasser; sie waren die einzigen lebenden Wesen in dieser trostlosen, grasarmen Ebene. Ganz besonders traurig war der Anblick der erbabenen Flur jenseits des Flusses bis zum Dorfe Saladillo, das etwa 5 Minuten unter der Furth am Flusse liegt; die kahlen Erdhäuser mit sehr wenigem Gebüsch hinter sich in dürrigen Gärten machten einen höchst ärmlichen Eindruck. Am Eingange des Dorfes standen Kinder mit Milch und Maisgrütze zur Erfrischung der Reisenden; ich nahm den beiden nächsten ihre Bürde ab und erfreute sie dadurch eben so sehr, wie ich die übrigen, welche verlangten, daß ich auch ihre Portion noch verzehren solle, in Mißbehagen setzte. Der Rio Quarto, welcher bei Saladillo vorbeifließt, hat in dieser seiner untersten Strecke gewöhnlich kein Wasser mehr, sondern enthält nur hie und da salzige Wassertüpfel, weshalb man ihn auch mit dem Namen Rio Saladillo bezeichnet. Er mündet hier in den Carcarañal, der unmittelbar östlich bei Saladillo vorbeifließt.

Von Saladillo bis Frayle muerto, dem heutigen Ziele meiner Reise, waren noch 12 Leguas; ich hatte also Eile nöthig und suchte sobald als möglich weiter zu kommen. Die nächste Station in 4 Leguas Abstand heißt Barrancas und ist eine kleine Estancia, gleich der folgenden ebenfalls 4 Leguas entfernten, welche den Namen Zanjon führt; dann kommt man nach Frayle muerto, dem größten und besten Dorfe am Rio Carcarañal auf der ganzen Strecke von Rosario bis Cordova oder Mendoza. In ihm trennen sich beide Straßen; die nach Cordova geht nordwestwärts, die nach Mendoza südwestwärts weiter. Indem der Weg von Saladillo nach Frayle muerto fortwährend eine genau nördliche Richtung verfolgt und in größerem oder geringerem Abstände vom Flusse den Rio Carcarañal, der unter manchen Krümmungen in entgegengesetzter Richtung ostwärts vorbeifließt, begleitet, kommt man bald in eine Gegend, die von den bisherigen offenen Pampas durch Auftreten holziger Gebüsch in anfangs geringerer, später beträchtlicherer GröÙe wesentlich abweicht, und einen durchaus anderen Charakter besitzt. Von hier an nordwärts und unter einer noch etwas höheren Breite südwärts haben die Pampas einen buschigen,

zum Theil selbst waldigen Charakter; sie verlieren denselben erst wieder, wenn man über die von der Serra de Cordoba herabkommenden kleinen Flüsse hinaus nach Süden und Westen sich begiebt.

Die Gegend umher ist nicht unangenehm, namentlich im Gegensatz gegen das bisher gesehene öde Pampasfeld; zahlreiche kleine Gesträuche, größtentheils feinblättrige Leguminosen vom Ansehen der Acacien, oder Myrtenformen, standen hier in allen Größen, doch selten höher als 6 Fufs, zerstreut umher, und bildeten aus der Ferne gesehen ein Gebüsch, das mich anfangs seiner Dichtigkeit halber überraschte, beim Nahekommen aber seinen überall gleich sperrigen Charakter verrieth. Zahlreiche Tauben-Arten und eine Taenioptera, die ich für *T. Neugeta* hielt, saßen in den Kronen dieser kleinen Sträucher und gaben dem Ganzen, wenn sie von Zeit zu Zeit vor mir aufflogen, eine gewisse Lebendigkeit; ich erquickte mich an dem Anblicke einer Gegend, die mich unwillkürlich an die Campos von Minas geraes erinnerte und alte Eindrücke in mir wieder wach rief. So grofse Mannichfaltigkeit war freilich im Charakter des Buschwerkes nicht zu erkennen, und darin unterschieden sich diese Pampas-Gegenden alsbald von den ähnlichen Brasiliens. — Je weiter ich nach Norden kam, um so dichter und voller wurden die Büsche, um so höher hoben sie ihre Kronen; ein kurzer, dicker Stamm setzte sich am Grunde ab und gestaltete die einzelnen Sträucher zu wahren kleinen Bäumen mit breiten flachen Kronen, fast vom Ansehen alter Apfelbäume in unseren Gärten, nur viel feiner wegen des zierlichen, gefiederten Laubes erscheinend. Zur Rechten ragte ein wirklicher Wald mit starken hohen Bäumen über dies Krüppelwaldgebiet empor, und bezeichnete den dort verlaufenden, in dieser Gegend mit einem Waldsaume eingefafsten Rio Carcarañal. In solcher Umgebung kam ich nach Frayle muerto, einem grofsen, regelmäfsig gebauten Dorfe mit Kirche und Marktplatz, dessen Häuser, obgleich, wie fast alle hier zu Lande, nur aus gestampfter Erde oder Erdpatzen bestehend, doch eine gewisse gröfsere Eleganz verriethen. Ich fand hier ein sehr gutes Postzimmer und erhielt später ein reichliches, freilich auch etwas theures Abendessen, denn es kostete $2\frac{1}{4}$ Pesos, d. h. 3 Thlr. 10 Sgr. Pr. C.

Den 1. März. — Es war heute Sonntag und ich sah vor der Abfahrt die geputzte Bevölkerung, besonders die Frauen, zur Kirche gehen; alle in guten Kleidern nach neuestem Schnitt; doch machte das grofse schwarze Tuch, welches die Wohlhabenderen sich über den Kopf hängten, ihr Gesicht wie ihre Gestalt fast ganz unkenntlich. Ein Fehler am Rade meines Karrens, der ausgebessert werden mufste, hielt mich demnächst sehr lange auf, weil der Schmied anfangs sich weigerte, am Sonntage zu arbeiten, endlich aber doch gegen gute Bezahlung sich

dazu entschloß. — Die Straße von hier nach Mendoza schlägt eine südwestliche Richtung ein und führt zunächst nach dem Hauptstationsorte im Innern, der kleinen Stadt Rio Cuarto, von dem Flusse benannt, an dessen südlichem Ufer sie liegt. Man durchschneidet auf dieser Tour das Land zwischen dem genannten Flusse und dem Rio Tercero, unfern von Frayle muerto, in seiner größten Breite und bleibt größtentheils in dem bisherigen buschigen Terrain. Der Rio Tercero ist übrigens der größte von den fünf Flüssen, welche in der Richtung von Nordwest nach Südost der Sierra de Cordoba entspringen und das Pampasgebiet einigermassen bewässern; sie erreichen aber den Paraná-Fluß nicht, sondern enden in kleinen Lagunen; nur der dritte oder Tercero gelangt wirklich zum Rio Paraná und heißt, nachdem er bei Saladillo den Rio Cuarto oder vierten Fluß in sich aufgenommen hat, fortan Rio Carcarañal. Als solchen habe ich ihn bei der Guardia de la Esquina und weiter hin bis Frayle muerto besprochen. — Ich hatte gestern 26 Leguas zurückgelegt, die größte Tagereise meiner ganzen Fahrt; heute sollten 21 Leguas bis zum Arroyo de S. José gemacht werden.

Der Name der ersten, 4 Leguas entfernten Station ist mir entfallen ¹⁾; ich gerieth dort in eine Differenz mit dem Posthalter, der sich weigerte, meinen Regierungspafs zu respectiren, vielmehr eine schriftliche Erklärung von mir forderte, daß er mir 4 Pferde bis zur nächsten, 5 Leguas entfernten Station Tres Cruces gestellt habe, die ich ihm dann auch gab. Das Land bis dahin war weniger mit Gesträuch bedeckt, als die Strecke jenseits Frayle muerto, übrigens aber von derselben Beschaffenheit; ich sah durchaus nichts Neues. Hinter Tres Cruces wurde der Baumwuchs voller und nahm bei der dritten Station, Esquina de Medrano, einen förmlichen Waldcharakter an. Bäume von 20 Fufs Höhe mit breiter Krone, deren Durchmesser mindestens dieselbe Ausdehnung hatte, standen mit 4 Fufs hohen, mannsdicken Stämmen stellenweise so dicht nebeneinander, daß ihre Kronen sich berührten und eine schattige Laube bildeten, welche bei der großen Hitze des Tages viel Einladendes für mich hatte. Als daher die Pferde gerade an einer solchen sehr hübschen Stelle gewechselt wurden, stieg ich ab, um im Schatten dieser zierlichen feinen Acacien, durch deren Kronen der Wind säuselnd sich bewegte, wie bei uns im Fichtenwalde, mein Mittagbrod, Weißbrod, Käse und Wein, die ich noch von Frayle muerto mit mir führte, einzunehmen. Aber siehe da, die schattige

¹⁾ Nach den Itinerarien bei J. Maeso, Gillis und im *Almanaque Nacional de la Confederacion Argentina para los años de 1855 y 1856* existirt zwischen Frayle muerto und Tres Cruces keine Station; die Entfernung dieser beiden von einander ist überall auf 4 Leguas angegeben.

Laube war zu niedrig für mich; ich konnte unter diese alten, sicher hundertjährigen Acacien nicht treten; ihr stacheliges Gezweig hing mir über Gesicht und Schultern herab, mich zurückhaltend. Da blieb nichts anderes übrig, als darunter zu kriechen; auf allen Vieren trat ich ein und lagerte dicht am Stamme, ihn selbst als Rückenlehne benutzend. Der Leser glaube nicht, daß ich ihm das zum bloßen Amusement erzähle; er möge daraus abnehmen, wie die ältesten Bäume der Pampasflur beschaffen sind, insofern ihr Stamm nicht einmal die Höhe hat, daß ein Mann mit Bequemlichkeit darunter treten kann.

Während ich unter den Acacienbäumen lag, fand sich Gelegenheit, einige Beobachtungen in der Nähe anzustellen, wozu die Eile des dahinrollenden Karrens mich anderswo nicht kommen liefs. Ich sah hier, daß an den meisten der Bäume um mich her eine holzige Schlingpflanze mit dickem Stamme gleich einer Weinrebe emporstieg und mit langen dünnen Zweigen durch die ganze Krone der Acacie sich ausbreitete. Blumen fanden sich nicht mehr, die Blätter glichen Pfeilspitzen und waren zum Theil gegen 3 Zoll lang. Ihr frisches saftiges Grün stach merkwürdig ab gegen das dunkle Graugrün des alten Acacienhauptes; es kam mir vor, als sähe ich eine mit Epheuguirlanden umwundene Riesenperücke vor mir. Einer der Bäume trug einen zweiten Schmarotzer, d. h. einen wirklichen, einen Loranthus mit langen, engen, grell rothgefärbten Blumen. Man findet diese Gewächse häufig auf Bäumen und Sträuchern der Pampas, wo sie stets die höchsten Spitzen einnehmen und mit ihrem dichten rothen Blumenschmuck ihrem Träger ein turbanartiges Ansehen geben. Eine solche Acacie, oben mit dem Loranthus geschmückt und in der Krone mit jener pfeilspitzig beblätterten Schlingpflanze umwickelt, macht aus der Ferne ganz den Eindruck eines riesenförmigen Türkenkopfes. — Neben mir im Grase stand ein anderes höchst sonderbares Gewächs, ein fleischrother Phallus, dessen ganzes Ansehen etwas so Indecentes hatte, daß ich mich nicht entschließen kann, ihn hier weiter zu beschreiben; möge das einer wissenschaftlichen Erörterung vorbehalten bleiben, die ich anderswo geben werde. — Ehe ich übrigens an den Ruheplatz kam, traf ich in diesem waldigen Pampasgebiet einen ziemlich großen Teich mit einer schönen frischgrünen Wiese daneben, auf welcher eine Anzahl Pferde und Rinder graseten, während die dazu gehörigen Karren und Leute nicht weit davon im Schatten der Bäume lagerten. Unter jedem Thiere hatte sich eine Schaar kleiner braungrauer Vögel versammelt, welche nicht am Thiere, sondern im Grase darunter, oder aus seinem Mist ihre Nahrung suchten; es war der Chopi oder Pampas-Staar (*Agelaius unicolor s. sulcirostris*), ein überall auf Viehweiden gemeiner und in allen Dörfern häufiger Vogel, dessen Gesang nicht unangenehm ist.

Auf der Weiterreise bis zu dem Orte, wo ich übernachtete, kam mir nichts Bemerkenswerthes mehr vor; die Waldung wurde nach einiger Zeit wieder lichter und ging zuletzt in niedriges Gebüsch über, bis sich endlich alle Holzpflanzen ganz verloren. So gelangten wir an einen kleinen Fluß, den Rio Cabral, dessen Bett sehr flach war und nur einzelne Wassertümpel mit Binseneinfassung enthielt, an denen viele Wasservögel, Reiher, Ibis, Schnepfen und Enten sich aufhielten. Das diesseitige Ufer neigte sich sanft zum Flusse hinab, das jenseitige war ein steiler, ganz senkrechter Absturz, den ich schon seit geraumer Zeit wie eine Erdmauer im Felde wahrgenommen hatte. Baumwuchs fehlte, wie auf der jenseitigen Flur, gänzlich. Gegen 6 Uhr kam ich nach dem 8 Leguas entfernten Arroyo de San José, einer ziemlich dürrig aussehenden kleinen Estancia, deren Besitzer mich indeß sehr zuvorkommend empfing und über den Zweck meiner Reise ausfragte. Ich zeigte ihm und seiner Familie meinen Käferkasten und hatte mich dadurch alsbald als einen Sonderling documentirt. Die Gegend umher war öder Camp und trug nichts mehr von dem zum Theil romantischen Charakter des Landstriches an sich, über den wir gekommen waren.

Den 2. März. — Meine Abfahrt am Morgen gelang diesmal bei Zeiten, was um so wünschenswerther war, als die heutige Tagereise wieder 24 Leguas betragen sollte. Der Weg nach der ersten, 4 Leguas entfernten Station Cañada de Lucas führte fortwährend über ödes, buschloses Feld und war anfangs sehr schlecht wegen der vielen hohen und dicht gedrängten Grasbüschel, durch welche gefahren werden mußte, denn eine offene Wagenspur fand sich nirgends. Hier und da kam ein besseres Stück Land mit kürzerem dichterem Grase und schönen Blumen, unter denen eine Art Klee, ähnlich dem *Trifolium arvense*, die bereits beschriebene rothe Blume mit den saftigen Blättern, eine ähnliche Pflanze mit weißer Blume und die kleinere Verbena mit rothvioletter Blüthe sich auszeichneten. In ähnlicher Umgebung gelangten wir schon um 9½ Uhr nach dem nächsten Stationsorte, dem 6 Leguas entfernten Totoral, passirten aber etwa 1 Legua vor demselben einen großen Teich mit zahlreichen Wasservögeln an seinen Ufern; auch Möven standen hier auf einer Untiefe im Wasser. Gleich hinter dem Teiche war ein tiefer Hohlweg, ein künstlicher Durchstich durch das jenseitige hohe Ufer, und hier fuhr uns, vom Gepolter des Karrens aus seiner Höhle herausgetrieben, ein großer *Myopotamus Cuyus* über den Weg, wobei das Rad ihn faßte und zerschmetterte. Das Thier ist an allen größeren Wassern der Pampas zu Hause und besonders über den Rio Paraná und La Plata verbreitet; es geht westwärts bis Chile, scheint aber dort nicht die Größe zu erreichen, welche

die diesseitigen Individuen annehmen; das eben von uns übergefahrene stand dem Biber kaum an Gröfse nach.

Von Totoral führt die Strafse 8 Leguas weit nach Guanaco, einer gleich den vorigen beiden Stationen ärmlichen Estancia, die keiner Erwähnung bedarf, da auch die Gegend durch Nichts sich von der früheren unterschied. Nur die erste Strecke des Weges dahin ging durch eine schöne Waldfläche mit grofsen und dichter stehenden Bäumen, unter denen ich auch eine *Rhexia* gewahrte, freilich nur als niedrigen Strauch, etwa in der Art, wie auf den Höhen um Urogreto in Brasilien. Viele Tauben, Spechte (*Picus campestris*) und zahlreiche kleinere Vögel, namentlich die fast ganz weisse *Taenioptera dominicana*, hüpfen mannichfach durch die Büsche und weckten in dieser vorwiegenden Oede vielfältig meine Sehnsucht nach den dichteren schattigen Wäldern Brasiliens, an denen ich mich gerade vor 6 Jahren ganz um dieselbe Jahreszeit erquickt hatte. Denn nur zu bald änderte sich auch hier die Scene; die Gegend wurde wieder ganz baum- und strauchlos, ein völlig kahles ödes Feld, und blieb so bis Guanaco, woselbst wir gegen 1 Uhr eintrafen und in ärmlichster Hütte bei einer Zambo-Familie, welche die Stelle des Posthalters inne hatte, während der heifsesten Tageszeit rasteten, uns mit Milch und Brod etwas erquickend. Ich bemerkte hier wieder, dafs die Leute viel mit Pockennarben besetzt waren, selbst ganz junge Personen von 16—18 Jahren; es scheint die Impfung noch nicht allgemein zu sein, oder vielleicht nur schwierig zu bewerkstelligen, weil es bei den grofsen Entfernungen der Ortschaften von einander an Aerzten und Lympe fehlen wird. In Mendoza liefs sich z. B. ein mir bekannter Arzt seine Lympe alljährlich aus Chile kommen. Um so mehr fallen bei den durch die Narben entstellten Gesichtern die schönen, rein weissen, schadlosen Zähne auf, welche besonders bei der farbigen Bevölkerung Regel sind; selbst sehr alte Leute haben sie noch. Ich sah später in Achiras eine Frau von 115 Jahren, die im vollen Besitze aller ihrer Zähne war und eine Schwester von 121 Jahren hatte, der ebenfalls kein Zahn fehlen soll.

Gegen 4 Uhr setzten wir unsere Reise nach Tambito fort, um dort unser Nachtlager zu nehmen; die Entfernung beträgt 6 Leguas. Der Weg ging gröfstentheils über ein ödes kahles Feld, nur zuletzt nahm die Gegend einen buschigen Charakter an und darin lag der Ort, ein kleines Dorf mit zerstreuten Häusern, an einem ziemlich grofsen See, dessen Ufer von hohen lockeren Erdwällen, wahrhaften Sanddünen, umgeben waren. Um die noch reichliche Tageszeit zu benutzen, ging ich an den See, mich zu baden, wobei ich fand, dafs der Grund aus einem sehr feinen, mäfsig harten Schlamme ohne allen Kies

bestand und die flachen Stellen zunächst am Ufer mit langen Binsen (*Scirpus*) dicht bekleidet waren. So weit das Wasser steigend und fallend gelangte, standen nur Binsen; aber weiter hinauf an den höheren Gehängen der Dämme in reichlichster Fülle groſse Büsche des Sumpfpampas-Grases mit den hohen Schaften und seidenartig glänzenden weissen Blumenrispen. Noch höher auf der Kuppe der Dämme stellte ein anderes feineres Gras sich ein, das mir einige Aehnlichkeit mit *Elymus arenarius* zu haben schien. Auf dem See schwammen Enten und an offenen Stellen des Ufers stand der *Himantopus* im Wasser. — Als ich vom Bade zurückkehrte, sah ich in der Ferne nach Nordost dichte Regenwolken vorbeiziehen; der Himmel war hier ganz dunkelblau vom Gewitter, dessen Nähe schon die heute sehr drückende schwüle Luft angekündigt hatte, und dessen Blitze wir nun in den schönsten Zickzackformen durch das schwarzgraue Gewölk aufflammen sahen. Aber zu uns herüber kam es nicht, seine Entfernung war so bedeutend, daſs wir keinen Donner hörten, obgleich die einzelnen Blitzstrahlen sehr deutlich gesehen wurden.

Den 3. März. — Die heutige Wegestrecke von Tambito bis Rio Quarto war nur 11 Leguas lang und führte zuerst nach Chucul, einer armseligen Hütte mit farbiger Bevölkerung, 5 Leguas von Tambito und 6 von Rio Quarto. Ich sah auf dieser ganzen Strecke nur ödes, buschloses Pampasfeld, ohne irgend einen neuen mir auffallenden Gegenstand, als eine ziemlich groſse weisse Blume vom Ansehen eines Narcissus, aber mit 5 krauswollig gezackten Blumenblättern, welche auf der Strecke von Tambito nach Chucul öfters im Grase stand und einzeln auf ihrem Blumenstiel weit sichtbar daraus hervorragte. Nach 2 Leguas passirten wir einen Bach, der, im tiefen Lehmbeden ganz versteckt, von rechts nach links fließt und dormalen nur wenig Wasser enthielt. Er muß aber zu Zeiten recht reißend werden, die Tiefe des Bettes und das kahle abgewaschene Ansehen seiner mannichfach ausgefurchten Ufer bewiesen dies. Ein ungeheurer Schwarm von Mücken überfiel uns an dieser Stelle und belästigte uns lange, bis die steigende Hitze des Tages sie zur Ruhe trieb. — Die Station Chucul liegt etwas tief an einem kleinen Flusse, welcher dieselbe Richtung wie der Bach vorher verfolgt und wahrscheinlich eine Fortsetzung desselben ist. — So kamen wir gegen Mittag an den Rio Quarto, dessen breites, tief ausgewaschenes Bett in ganz ähnlicher Weise, wie der eben besprochene Bach, zwischen hohen, kahlen, abgewaschenen Lehmgehängen verborgen steckt und erst in der Nähe deutlich übersehen werden kann. Der Fluß ist breit, aber nicht tief, und fließt mit verschiedenen schmalen Armen zwischen den Kiesgeröllen hin, welche die Sohle seines Bettes anfüllen; jenseits liegt auf dem hohen Ufer die kleine Stadt

(Pueblo) Rio Cuarto, der Hauptort auf der StraÙe von Rosario oder Buenos Aires bis Cordova und San Luis.

Rio Cuarto ist, wie alle hiesigen Ortschaften, regelmäÙig in Quadraten angelegt und aus gestampften Erdmauern gebaut; nur die Fundamente der Gebäude bestehen aus starken Rollsteinen, bisweilen aus Ziegeln. Der Ort hat einen groÙen Marktplatz mit Kirche, Cabildo (GefängniÙ) und Kaserne (Quartel) und eine zweite kleinere Kirche, die zu dem Franziskanerkloster gehört, welches sich hier befindet und, wenn ich recht gehört habe, 5 Mönche enthielt. Die Stadt ist der Standort einer aus 150 Mann bestehenden militärischen Besatzung und wimmelt von Soldaten, meist Cavallerie, welche mit ihren rothen Flanellponchos überall sich umhertrieben. Ich sah am Nachmittage das Exercitium derselben auf der Plaza an und bewunderte die nacktbeinigen Leute, wie sie gravitätisch im Staube dahinschritten, fortwährend dichte Wolken emporwirbelnd. Der bloÙe Anblick dieser gebräunten Gesichter und ihrer abenteuerlichen Kleidung wäre hinreichend, Jeden, der dies Militär zum ersten Male sieht, in Furcht und Schrecken zu setzen. — Die Kirche ist ein langes schmales Gebäude ohne Fenster, mit zwei dicken Thürmen an der Façade, wovon indessen nur der eine ausgebaut und vollendet war; äußere Decorationen gingen ihr ganz ab. Die Häuser erschienen mir größtentheils schlecht und sorglos gehalten; sie hatten in der Regel einen Garten hinter sich mit stattlichen Feigenbäumen, großblättrigen Cactushecken, Pfirsichen und Weinreben, deren Früchte, eben reif geworden, mir einen angenehmen GenuÙ bereiteten. Die Einwohnerzahl wird auf 3000 angegeben; es sind größtentheils Viehzüchter, daneben einige Kaufleute, welche die Umgegend mit europäischen Waaren versorgen. Rio Cuarto gilt für die Hälfte des Weges von Rosario nach Mendoza, ist es aber genauer genommen nicht; die Entfernung von hier nach Rosario beträgt mit den vielen Krümmungen, welche der Weg macht, 115 Leguas; die zweite Hälfte von Rio Cuarto nach Mendoza ist 127 Leguas, erscheint aber auf der Karte mit Recht weit länger als die andere, weil die StraÙe mehr in gerader Linie geht ¹⁾.

¹⁾ Was die Entfernungsangaben betrifft, so stimmt Herr Burmeister für die Strecke von Rosario bis Esquina de Medrano — denn erst hier, nicht aber bei Frayle muerto, trennen sich die Wege nach Cordoba und Mendoza — mit den älteren Itinerarien überein, ausgenommen am Anfange der Tour (nach Burmeister: von Rosario zur ersten Station 4, von hier zur Estancia des José Correa 5, von hier bis Candelaria 5 Leguas, in Summa 14 Leguas; nach den anderen Itinerarien: von Rosario nach Saladillo de la Orqueta 7, von hier nach Candelaria 5 L., zusammen 12 Leguas) und in dem auf S. 240 bemerkten Falle, wo er durch Einschieben einer Station die Entfernung von Frayle muerto nach Tres Cruces auf 9 Leguas erweitert, während sie nach Justo Maeso und dem erwähnten Almanaque nur 4 Leguas beträgt,

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS_3](#)

Autor(en)/Author(s): Burmeister Hermann Carl Conrad

Artikel/Article: [Reise durch die Pampas 217-245](#)